

Unser Planet.



Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

N^o 1. (II. Jahrg.) Montag, den 3. Januar.

1831.

Goethe und Schiller.

Tief unten in des Meeres Grund
Da lag eine Muschel, die war gesund,
Und in dem weiten grünlischen Meer
Freut sie sich ihres Lebens sehr.

Auch lag auf einer Korallenbank
Eine andere Muschel, die war krank,
Sie litt viel Schmerzen und athmete schwer,
Sie freute sich nicht im tiefen Meer.

Die Erste blieb so wie sie war;
Die andere eine Perle gebär.
Es hat an Herrlichkeit und Pracht
Das Meer nichts Gleiches hervorgebracht.

Der Taucher sucht in Meeres Grund
Und thut gar einen guten Fund.
Des Tauchers Glocke steigend klingt,
Der Taucher beide Muscheln bringt.

Und der Gesunden süßen Kern
Speißt man als Becherbissen gern,
Und auch der Schalen glänzend Paar
Beut sich zu Schmuck und Zierrath dar.

Der kranken Muschel Schmerzenskind
Bringt man der Königin geschwind;
Und von der Perle Glanz entzückt,
Hat sie den Busen damit geschmückt.

Und alles Volk das Kleinod ehrt,
Die Königin kennt seinen Werth,
Sie schließt es nicht in dunkeln Schrein.
Sein Glanz soll allem Volke sein!

Ludwig Storch.

Virginia Accoramboni.

Novelle von Leopold Schefer.

In Rom ließ sich alle Sonntage bei hellem lichten Sonnenscheine ein Engel sehen, ein Mädchen, Virginia Accoramboni. Denn wenn vielleicht niemals ein himmlisches Wesen mit großen Federschwüngen auf Erden erschienen ist, so hat gewiß der erste Anblick eines schönen holdseligen Weibes die Erfindung eines solchen überirdischen Wesens, das gleichwohl auf Erden bei Menschen wandelt, veranlaßt; am meisten aber wohl eine Jungfrau in alle ihrem Reiz und ihrer holden Verschämtheit zugleich. An den Wochentagen warteten aller Augen auf Virginia vergebens; aber an den Sonntagen, wenn sie zur Messe ging, machte sie die sonst unbedeutende Kirche des heil. Marcello am Corso, bedeutend, und füllte das heilige Haus mit andächtigen — Zuschauern. Sie aber bemerkte Keinen. Sie kam still, kniete und betete still, und so ging sie dann wieder still von hinnen, stets von einem jungen bescheidenen Manne begleitet, der zum Glück ihr ähnlich sah, sonst hätte man ihn für ihren Gemahl gehalten und ihr größter Reiz wäre verloren gewesen, nämlich der: daß Jemand sie noch gewinnen könne, werde und müsse. Denn Jeder in Rom war aus tausendfältigen Erfahrungen zu seinem Troste überzeugt, daß eine solche schöne Erscheinung nicht lange werde unbekriegt bleiben, sondern irgend Einer werde sie in seinen Kreis bannen, sie allen Andern entziehen, selbst dem allgemeinen doch lieblichen Glück sie zu sehen, und wie einen unermesslichen Schatz von tausend Geistern erkämpfen, werde er sie in seinen Armen — zu Tode lieben. Denn noch war jedes schöne Mädchen still aus den Reihen der Jungfrauen verschwunden, und später mit einem oder mehreren Kindern wieder erschienen, bis sie zuletzt alt geworden, und ihre Töchter an ihrer Statt in den alten, sonnehellten Straßen gewandelt waren, um sich wieder zu verlieren oder das Leben zu gewinnen. Denn so viele schöne Jungfrauen es geben möge, so viel

mehr herrliche Jünglinge erwecken sie zu Liebe, Muth, und Kraftgefühl, sie zu erwerben. Ja, ein alter Römer sagte: es würde nicht schaden, wenn alle unsere Mädchen so schön wären wie unsere Virginia. — Gott bewahre uns! versetzte ein Anderer.

Einige Neugierige hatten glücklich erkundschaftet, wo Virginia wohnte, und ein Unverständiger meinte, daß sie kein großes Glück machen würde, weil ihr Vater ein Rechtsgelehrter aus Urbino gewesen sei — der bekannte Fabio Accoramboni — daß er gestorben und in die Kirche zum h. Marcello beigesetzt worden, weswegen die Tochter wahrscheinlich nur immer nach jener Kirche gehe — sie sei also ein gutes, dankbares, frommes Kind — der junge Mensch, der sie begleite, sei ihr jüngerer Bruder Felice Accoramboni, und beschäftige sich bloß mit Naturwissenschaft. Andre aber wollten scheinen mehr und Näheres zu wissen und sagten: Ihr wißt, unser alter, wackiger heiliger Vater Gregor der Dreizehnte wird nicht mehr lange das Pantoffelregiment führen, und Niemand anders wird sich in den weltberühmten niemorschwerenden Stuhl setzen, als seine rechte — Hand, der Cardinal Montalto. Er hat schon den höchsten Kirchen-Posten einmal ausgeschlagen, weil er noch nicht alt oder erfahren genug sei; jetzt hat er alle Stimmen, das heißt alle Menschen, die Cardinale heißen und wählen können, für sich, denn er ist eigentlich unser Herr — bis er Papst wird, und seine Herrschaft mit den Herrschenden theilen soll. Der Cardinal Montalto will also immer sich still einen Hof bilden, voll Glanz und Ansehn. Was ist aber der größte Hof ohne eine strahlende Schönheit? Es ist ein bloßes dunkles Gewirr, ein Fahren und Reiten, ein Schmausen und Bechen, ein Draußen und Saufen — im Finstern! Ein seelenloses Gedränge in einem eiskalten Saale! Aber eine einzige Schönheit bringt Licht, Wärme, Lust und Glück an einen Hof. Nun wißt Ihr, daß wir im Grunde Alle dadurch für unrein und unheilig erklärt sind, daß es der heilige Vater für unrein und unheilig hält, ein Weib zu haben, obgleich sein Ahnherr auf Erden verheirathet gewesen. Da treten nun die Nepoten ein, und thun was die Andern lassen müssen. Und der Cardinal Montalto, dessen Vater Peretti hieß, hat schon seiner Schwester Kind, Francesco, als Sohn angenommen, ihm seinen Namen Peretti geschenkt, handelt für ihn um die Güter von Montana, will ihn von Gregor zum Grafen von Celana gemacht haben — und wird dem so ausgestatteten Neffen dann die schöne Virginia zur Gräfin geben. Denn wenn er Papst ist, kann er selbst alle Würden und Titel verleihen; um Virginia's Geburt kümmert er sich also nicht, wenn sie nur geboren ist. Aber mit Schönheit kann er nicht belehnen, nicht mit Einem Auge, noch mit Einem Haare; und da nun Virginia mit majestätischer Gestalt, mit großem Geiste, und scharfem Verstande beliehen ist von dem wahren uralten heiligen Vater, so wird er das zuschieben sein, und sie werden lassen, was sie sein kann —

der unersehbliche unentbehrliche Glanz seines Hofes. Das Alles besorgt er klug voraus; denn ein wohlgeschmücktes Leben steht nicht in den Gärten umher wie fertige Blumen zum bald gewundenen Kranze.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung

an die höchstselige Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar-Eisenach A. H., geborne Landgräfin von Hessen-Darmstadt.

Der verhängnißvolle Tag von Jena und Auerstädt, der 14. Octob. 1806, neigte sich zu Ende und französische Truppenmassen strömten nach Weimar. Der Herzog Karl August, den Politik und die Ehre Deutschlands an den preussischen Adler gefesselt hatten, stand als General des Königs an der Spitze eines Korps auf entfernten Punkten, seine Residenz und sein Land lagen hilflos vor dem stolzen Krieger und das edle Motiv, auch in den Stunden der Gefahr das lange geknüppte, freundschaftliche Band mit Preußen festzuhalten, drohte ein ungeheures Opfer zu kosten. Um nicht einer schonungslosen Willkühr anheim zu fallen, hatte sich der Hof aus der Residenz begeben, und erst als sie gerettet sah, was ihr theurer war, als das Leben, entschloß sich die Herzogin Luise, unter dem Schutze des Himmels das Aeußerste zu erwarten. Sie zog sich mit ihren Damen auf einen Flügel des Schlosses zurück und ließ die großen Appartements für den damaligen Kaiser der Franzosen in Bereitschaft setzen. Sobald die Herzogin am folgenden Tage von der nahen Ankunft Napoleons unterrichtet war, begab sie sich in Begleitung einiger Damen an die obere Brüstung der Haupttreppe, um ihn zu empfangen. Als er die Stufen betrat, welche kurz vorher die unglückliche Königin von Preußen bestiegen hatte, spiegelten sich alle Mäuzen eines trostigen Selbstgefühls auf seinem Angesicht ab. In dieser Stimmung erblickte er die Fürstin, die ihn mit der Ruhe einer erhabenen Seele begrüßte und seine heftige Frage, vor wem er stehe, mit Achtung gebietender Würde beantwortete. Ich beklage Sie, Madame! Ihr Gemahl hat aufgehört zu regieren! rief er aus und schritt ohne weiteres dem Zimmer zu, das für ihn bestimmt war.

(Beschluß folgt.)

Auf einen Wunderthäter.

Seit er vermählt
Mit der Präbende,
Die ihm gefehlt,
Ist seine Rolle,
Die Wundervolle,
Mit Eins zu Ende.
Denn, wie ihr wißt,
Ein Lustspiel schließt
Gemeinlich
Mit Hochzeit sich.

E. M.

Reise = Zeitung.

Der Traum.

Von

Dr. Wolbemar Seyffarth.*)

1.

Wer das Brockhaus'sche Conversations-Lexicon zur Hand hat, schlage das Wort Hyeres nach, und er wird, auf Hyeres verwiesen, folgendes lesen: „Hieres ist eine Stadt an der Küste von Provence im Departement des Var, Bezirk Toulon, zwei Meilen von Toulon, an den steilen Felsen eines Meerbusens gelegen, bekannt wegen der herrlichen immer blühenden Natur und üppigen Vegetation, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedeutender Dämpfe, ungesunde Luft sehr verleidet wird. Sie hat etwa 6500 Einwohner und beträchtliche Salzwerke in ihren nahen Umgebungen. Ihr gegenüber, im mittelländischen Meere, liegen die noch reizenden Hierischen Inseln, vier an der Zahl, Porquerolles, Bagneux, Port Gras und Levant (Tian), von denen jedoch nur zwei bewohnt sind. Pommeranzen, Citronen, Granaten, Dattelpalmen gedeihen hier in der Heimath eines ewigen Frühlings.“ — Diese lockende Beschreibung war mir nach Toulon gefolgt; die zwei hübschen Wirthstöchter im goldenen Kreuze hatten die Wahrheit derselben im Abend-Gespräche auf dem Balkon bestätigt, und es zog mich, die „Pommeranzen, Citronen, Granaten und Dattelpalmen“ zu schauen und im Schatten der Drangeriewälder, von denen die Mädchen mir gesagt, zu lustwandeln und zu ruhen. Im Traume der Nacht erblickte ich die silbernen Blüthen und die goldenen Früchte der saftig grün belaubten Drangen, und als ich des Morgens die Augen aufschlug, war es mein erster Gedanke: heute wirst du schwelgen in den Reizen des Südens; die Olivenbäume, in Blatt und Stamm den deutschen Weiden ähnlich, haben deinen Erwartungen schlecht entsprochen; aber heute wirst du in den Drangerien von Hyeres wandeln, die silbernen Blüthen werden dich anhauchen, nach den goldenen Früchten wirst du verlangen; da wirst du die schönste der Früchte dir vom Zweige brechen, dann dich lagern im kühlen Schatten und dem Rieseln des Baches lauschen, der die Wurzeln der hohen Bäume trinkt. Die Wälder werden groß genug sein, ein einsames Rasenplätzchen zu finden, wo du gelagert die Außenwelt vergessen, dich mit dir selbst besprechen und wieder schwärmen kannst wie in den Tagen, wo du die zahmen Wildnisse des Leipziger Rosenthal's aufsuchtest und die Haselkauten in deutsche Eichen, oder die schmucken Birken in italienische Drangerie verwandest. So nah'st du dem Lande, das du so lang' ersehnt, dem Lande, wo die Citronen blühen und alle Pulse dem Gefühl der Liebe schlagen. — Rasch war ich aus dem Bette, und mit dem

siebenten Stundenschlage stieg ich in das coupé der nach Hyeres abfahrenden Dilligence. Mein Platz war der beste im Wagen. Auch hätte ich jeden Falles freie Wahl gehabt, denn es war der einzige besetzte. Der Wagen war jedoch so schlecht, daß selbst mein bester Platz kaum schlechter hätte sein können. Allein — ich fühlte das anfangs nicht, und nur erst, wie die Sonne zu glühen begann und jeder Tritt der Pferde dicke Staubwolken aufregte und der Staub mich zu ersticken drohte, dachte ich, es wird gewiß schön sein in Hyeres, aber der Weg dahin ist gewaltig schlecht und eigentlich ganz darauf eingerichtet, den dortigen Schönheiten die Ueberraschung zu erleichtern. Endlich langten wir an. Ich eilte ins Hotel d'Europe, überlieferte der wohlbeleibten Wirthin die von den freundlichen Wirthstöchern des goldenen Kreuzes mir an sie aufgegebenen Grüße und versprach, die Gluth ihrer auf mich eindringenden Fragen sogleich zu trocknen, wenn sie mir zuvörderst erlauben wollte, mich des unbequemen Staubes zu entledigen. Während dieß geschah, schien die gute Frau ihre sehnsuchtsvollen Fragen vergessen zu haben, denn als ich nett und blank aus dem Zimmer in die Haus Halle trat, kam sie mir mit der Frage entgegen, um welche Stunde ich das Frühstück besetzte? „Frühstück!“ rief ich verwundert, „denken Sie, daß ich nach Hyeres gekommen bin, um hier zu frühstücken, wie ich unbestaubt, ungebraten und ungeschüttelt in Toulon hätte frühstücken können? Nein, schöne Frau, sagen Sie mir, wo geht der Weg in die Drangenwälder? Drangen sollen heute mein Ambrosia und der klare Bach mein Nektar seyn.“ Meine Begeisterung wirkte sichtlich auf die wohlbeleibte Dame; sie sah mich mit großen Augen an und löste endlich ihr Erstaunen, daß auch ein Deutscher für die Reize des Südens fühlen könne, in die Wörtchen auf: „mais après?“ — „Après?“ entgegnete ich und bedachte, daß die gute Wirthin von meinem schwärmerischen Frühstücke allerdings keinen Gewinn habe, „ja, alsdann, da will ich bei Ihnen zu Nacht essen, jetzt aber, bitte, aus welchem Thore komme ich nach den Drangenwäldern?“ — „Monsieur vous conduira,“ versetzte sie, auf einen braunen Burschen zeigend, der während unseres Gespräches einen Korb Gemüse in die Küche geliefert hatte und sich nun als Gehülfe des berühmten Gärtners im berühmten Garten des berühmten Herrn Filhe vorstellte. Ich folgte dem Burschen, und hinaus ging's vor die Stadt, und ich spähte nach den Wäldern, als mein Führer einen Haken schlug und ein eisernes Gitter öffnete. Wir standen in einem Garten, der weder groß, noch klein, weder schön, noch häßlich, sondern von alle dem die Mitte war. Unstreitig ein näherer Weg nach den Wäldern, dachte ich und erwiderte den Gruß des mich sehr freundlich empfangenden berühmten Gärtners in dem, wie ich nun hörte, betretenen berühmten Garten des berühmten Herrn Filhe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem dritten und vierten Theile „Meiner Reisetage“ in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz, welche bei C. F. Hartmann in Leipzig erscheinen werden.

Der Verf.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Leipzig.

1.

Volksscharakter.

Wenn man von süddeutschen Städten spricht, so weiß man immer ein Langes und Breites von der Charaktereigenthümlichkeit des Volks zu berichten, und ist dieser richtig aufgefaßt, so ist man sicher, von diesem Standpunkte aus, das ganze öffentliche und Privatleben in allen seinen Verzweigungen auch richtig zu beurtheilen. Dieselben Erscheinungen finden wir im hohen Norden Deutschlands, nur minder scharf ausgeprägt, und selbst in Berlin tritt ein Volksschakter hervor. Nur wie in der Mitte Liegenden ermangelt dessen, und vorzüglich Leipzig hat keine Spur davon. Entweder hat es nun nie einen gehabt oder die allmächtige Kultur hat ihn so gänzlich verwischt, daß wir nichts mehr von ihm erblicken. Wollte man eine gewisse meist allen Leipziguern eigenthümliche Breite, Umständlichkeit, Mikrologie und Nichtskrämerei, ein Ermangeln aller jugendlichen Frische und alles kräftigen Aufschwungs für Volksschakter halten, so würde man das *qui pro quo* nehmen; denn diese Eigenschaften sind gerade das untrüglichste Zeichen einer völligen Charakterlosigkeit. Eine hiesige Kunsthandlung hat angefangen, kleine illuminierte Bilder herauszugeben, welche lustige Scenen aus dem Volksleben darstellen sollen. Wie gemacht, gesucht, hölzern, mager! Recht zum deutlichsten Beweis, daß es hier kein Volksleben gibt. Jene traurigen Eigenthümlichkeiten sind wie wildes Fleisch an die Stelle des weggebeizten gesunden heroorgewachsen aus Verhältnissen, deren geringste Schutz das Volk selbst trägt. Auch der Welthandel Leipzigs hat viel dazu beigetragen. So lange aber dieser Handel im Schwunge war, so lange alle Hände im munteren Bunde sich fleißig regten, konnte der Psycholog jenen Mangel leichter übersehen, denn etwas anderes gleich Schönes, ihm gleich Theueres nahm die Stelle des Volksschacters ein, nämlich der Charakter des Handels selbst: Regsamkeit und ungebundener Frohsinn; seit aber die Nachbarstaaten sich jegliche Mühe gegeben, Leipzig alle Kanäle seines Handels zu versperren, alle Quellen seines Wohlstandes zu verstopfen, seit Deutschland überhaupt unter dem eisernen Drucke einer Handelsperre und einer daraus entspringenden Nahrungslosigkeit schmachtet, seit dieser Zeit ist auch jenes angebotene Surrogat verschwunden. Die Kultur polirt mit unaufhaltsamer Emsigkeit an den höhern Ständen, und auf dem Mittelstande und der arbeitenden Klasse lastet jene abstoßende Umständlichkeit und Kleinmeisterei lähmend wie Bleigewicht. Man findet daher hier auch keine Volkslieder, keine Märchen, keine Volksfeste (was man hier dafür gibt, entspricht keineswegs dem wahren Begriffe), keine harmlose Freuden; dagegen wird wohl nirgends mehr als hier an öffentlichen Orten politisirt, gekannegießert, und oft hört man die allersonderbarsten Aeußerungen, die die schiefsten Ansichten über die Gestaltung der Zeit bekrunden, mit Stentorstimme aussprechen und mit rauschendem Beifalle begrüßen und beloben. Es ist aber dies nicht irgend ein Mitleben mit der

Zeit, ein lebendiges Dabeisein, ein Bedingen der Zeit selbst durch consequentes Handeln, wie es bei den Franzosen der Fall ist, sondern es ist nur ein Mitleben und das oft nicht, sondern vielmehr ein Darüberreden am unrechten Orte, ein Hin- und-her-sprechen, welches nicht fördert, welches nicht einmal zusammenstimmt, denn über die kleinste Kleinigkeit, über unbedeutende Dinge, sind die verschiedensten Meinungen im Umschwunge und Jeder verteidigt die seinige als ein höchstes Gut. Indes bilden und bauen die seligen Götter da oben die Zeit und ihren neuen Tempel, nehmen aber hübsch ökonomisch die Steine und das Holz vom alten halb eingefallenen, halb eingerissnen dazu. Und was man auch gesprochen und geredet, und wieder gesprochen und geredet, man jubelt doch am Ende und schreit den Patriotismus aus, von welchem man sich aufgebläht wähnt. Außerdem gehen die Leipziger gern spazieren, und die Promenaden um die Stadt besuchen sich, so wie die Sonne einen freundlichen Blick thut.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte.

(Witzworte Talleyrands.) Als zur Zeit der ersten französischen Revolution die Dekade statt des Sonntags zum Ruhez- und Feiertage gewählt wurde, fanden die Handwerker, welche gewohnt waren, jeden siebenten Tag zu ruhen, die ununterbrochene Arbeit von neun Tagen, äußerst lästig. Hierauf witzigte Talleyrand den Sturz des neuen Kalenders mit folgenden Worten: „Unsere Dekaden haben zwei unsiegbare Feinde, nämlich den Hemdenwechsel und den Bart der Handwerker.“

Der Hr. v. D. soll Talleyrand gefragt haben: „Was halten Sie von dem F. v. F.“ und der erste Diplomat unserer Zeit erwiderte lächelnd: „C'est un sot plein d'esprit.“

(Verlorne Köpfe.) „Was wollt Ihr? was verlangt Ihr?“ — fragte neulich der Kommandant von Vincennes einen Haufen lärmender Aufrührer. „Die Köpfe der Geminister!“ schrien hundert Stimmen. „Doren!“ erwidert D., „wie könnt Ihr fordern, was nicht existirt? Die Minister haben ihre Köpfe schon in den Tagen des Monats Juli verloren.“

(Raffinerie.) Der Hofrath M. verließ die Hauptstadt, um auf dem Lande eine Runkelrübenzuckerfabrik anzulegen. Man fragte bei dieser Gelegenheit: „Was wird aber die galante Frau Hofrathin auf dem Lande machen?“ — „Raffiniren“, lautete die Antwort.

(Einfälle.) Große Talente, pflegte der große Schriftsteller d'Alembert zu sagen, ziehen den Neid an sich, wie das Eisen den Rost. Mittelmäßigkeit allein hat keine Feinde!

Vollkommene Charaktere machen in einem Gedichte keine bessere Figur, als regelmäßige Hügel, schnurgerade Bäume, einförmige Felsen und Wasser, das in einer Linie läuft, in der Zusammensetzung einer Landschaft. Die Ursache ist: sie sind nicht natürlich und überdies fehlt es ihnen an Mannichfaltigkeit.

Poesie und Ausgehrung sind Krankheiten, die am meisten mit Hoffnung schmeicheln.

Leipzig, bei C. F. Hartmann.